

Brigitte Schoch-Joswig

Peter Weibel (Hrsg.): Inklusion : Exklusion. Versuch einer neuen Kartographie der Kunst im Zeitalter von Postkolonialismus und globaler Migration. Köln 1997, 416 S., mit ca. 140 Farbabbildungen und 640 sw-Abbildungen. ISBN 3-7701-3955-0. DM 69,90.

»Jedes Dokument der Zivilisation ist zugleich auch ein Dokument ihrer Barbarei«
Walter Benjamin

Das vorliegende Buch ist der Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, die 1996 im Rahmen des Festivals »steirischer herbst« in Graz stattfand. Interessant ist dieser umfangreiche Band, weil er im Aufsatzteil Texte – zwar zum Teil schon einmal doch an sehr verstreuten Orten veröffentlicht – über die immer virulenter werdende Debatte zu Kolonialismus, Migration und »Multikulturalismus« aus unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen zusammenstellt. Zum anderen werden im Katalogteil Werke von 64 KünstlerInnen gezeigt, die in ehemaligen Kolonien aufwuchsen und jetzt teilweise in Städten des »homeland« leben und die das vielschichtige Problem von Assimilation und kultureller Identität visualisieren. Mit diesem Ausstellungskonzept werden die KünstlerInnen aus ihrem bisherigen geopolitisch-ethnischen Ghetto befreit und treten in einen interkulturellen Dialog.

Der Kurator Peter Weibel schreibt mit diesem Buch ein Thema fort, das ihn schon seit einigen Jahren beschäftigt. In den Ausstellungen, die er 1992 »Identität: Differenz. Eine Topographie der Moderne« und 1993 »Kontext Kunst« in Graz organisierte, wandte er sich gegen die sogenannte Modernisierung als einer verdeckten Strategie der Kolonialisierung. Außerdem deckte er den Mythos von der politischen Neutralität der Galerie oder des Museums auf und benutzte dabei den von Brian O'Doherty 1976 kritisch geprägten Begriff des »white cube«: Synonym für den weißen Museumsraum, in dem die nordamerikanisch-europäische Kunst versammelt ist und diese unbefleckt von sozialer, religiöser, geschlechtlicher, ideologischer oder ethnischer Differenz präsentiert.¹ Weibel geht noch einen Schritt weiter und definiert den »weißen Würfel« als einen Mechanismus für Exklusion, von der alle kulturellen und künstlerischen Produkte betroffen sind, die nicht von einem weißen, männlichen, westlichen Subjekt geschaffen wurden und somit vom westlich kodierten Standard abweichen. »Daher sind unsere ›Kunstmuseen‹ voll mit westlichen Kunstprodukten und für die Kunst anderer Zivilisationen haben wir sogenannte ›Häuser der Kulturen‹ gebaut ... Die Trennung in ›Kunstmuseum‹ und ›Völkerkundemuseum‹ markiert genau die Grenzlinie von Inklusion und Exklusion.« (S. 11). Konsequenterweise verbindet Weibel nun in seiner dritten Station die Kritik von Postmodernismus und Postkolonialismus miteinander. Für den Katalog hat er AutorInnen versammelt, die sich seit langem mit den Problemen postkolonialer Strukturen, Globalisierung sowie kultureller Identitätssuche und dem Ausstellen außereuropäischer Kunst beschäftigen: Etienne Balibar, Homi K. Bhaba, Jean Fischer, Jean-Hubert Martin, Alexander Melo,

Masao Miyoshi, Olu Oguibe, Edward W. Said, Saskia Sassen. Zusätzlich werden Beiträge von KünstlerInnen veröffentlicht, die sich auch als KunstkritikerInnen profiliert haben: Rasheed Araeen, Gordon Bennett, Candice Breitz, Jimmie Durham, Kendall Geers und Vik Muniz.

Übereinstimmung besteht bei allen Autorinnen und Autoren in der Einschätzung der derzeitigen politischen und ökonomischen Machtstrukturen, die hier sehr verkürzt zusammengefasst werden sollen; auch auf die Gefahr hin, allgemein Bekanntes zu wiederholen.

Europa wird charakterisiert durch die Ausbildung seiner Nationalstaaten seit dem 18. Jahrhundert. Der Nationalstaat als eine territoriale Einheit definiert die Staatszugehörigkeit seiner Bürger, erfüllt soziale Aufgaben und lenkt die nationale Wirtschaft. Mythen von nationaler Geschichte, Phantasien eines kollektiven Gedächtnisses und die Idee einer gemeinsamen Kunst und Kultur stiften die nationale Identität. Die ehemaligen Kolonien dagegen stehen vor dem Problem, daß durch willkürliche Grenzziehungen der Kolonialmächte ethnisch und historisch verbundene Kulturen zerrissen, ihre Traditionen, Religionen, Sprachen diskriminiert oder zerstört wurden und eine nationale und kulturelle Identitätsfindung heute fast unmöglich machen. Erschwert wird diese Suche nach den eigenen Wurzeln durch die immer noch bestehende ökonomische Abhängigkeit zu den ehemaligen Mutterkolonien.

Die Vorherrschaft Europas wurde nach 1945 durch den Aufstieg Nordamerikas und durch die Internationalisierung der Märkte aufgebrochen. Multi- und transnational agierende Konzerne schwächen die Macht der Nationalstaaten. Diese Konzerne sind frei von sozialem, nationalem und ökologischem Ballast. Sie sind ungeniert auf Profit aus. Es geht ihnen »um den Abbau nationaler Grenzen und lokaler Differenzen und die Schaffung eines globalisierten, homogenisierten Konsumenten mit einer gemeinsamen Sprache und gemeinsamen Bedürfnissen: die konfliktfreie Welt der ›United Colours of Benetton««. (Jean Fisher, S. 79) So erscheint auch der Multikulturalismus wie eine Maske des transnationalen Konzernwesens.

Masao Miyoshi leitet aus dieser globalen Entwicklung die These ab, »daß der Kolonialismus in der Form transnationaler Konzerne und Wirtschaftsverflechtungen heute sogar noch aktiver auftritt als früher.« (S. 47) Und er fügt noch weitere Aspekte hinzu: der spezifische Bedarf qualifizierter, international agierender Mitarbeiter eines multinationalen Konzerns schafft eine multi- oder transnationale Klasse von Professionalisten, die mehr Loyalität zu dem Unternehmen als zu ihrer jeweiligen Nation aufbringen. Andererseits brauchen die Konzerne schlecht ausgebildete und schlecht bezahlte Arbeiter, die auf der Suche nach Arbeit in die großen Zentren strömen und die globale Bevölkerungsverteilung enorm verändern. Zudem macht Miyoshi auf ein weiteres Problem aufmerksam: das der Intellektuellen als Kollaborateure und Apologeten der nur scheinbar ideologiefreien multinationalen Konzerne. WissenschaftlerInnen fungieren als Berater auf Managerschulungen, um interkulturelle Mißverständnisse auszuräumen und damit die Verkaufstrategien zu verbessern.

Als Gegenstück der Internationalisierung des Kapitals sieht Saskia Sassen die Internationalisierung der Arbeit. Sie kritisiert die Rede von der Immigration als Beschreibung des globalen Migrationsprozesses, bei der die Immigration als ein minderwertiger Vorgang beurteilt wird, da die reichen Aufnahmeländer auf- und die armen Entsenderländer abgewertet werden. Wenn »ImmigrantInnen dagegen als Menschen betrachtet würden, die die durch die Internationalisierung des Kapitals errich-

te Brücken benutzen und sich auf einem internationalisierten Arbeitsmarkt bewegen«, würden diese Menschen »als wesentlicher Aspekt heutiger Globalisierung ins Zentrum des Geschehens« rücken. (S. 63) Daran schliessen sich konsequenterweise Überlegungen an, was mit den »Wegwerfmenschen« (Etienne Balibar S. 66), den von der Arbeit Ausgeschlossenen und den auf Arbeitssuche kommenden Fremden gesehen soll. Der Nationalstaat steht hier vor einer existentiellen Herausforderung.

Vor diesem Hintergrund gewinnen Begriffe wie Multikulturalismus, kulturelle Identität, und auch die kulturübergreifende Ausstellungspraxis einen neuen Stellenwert. Edward Said hält es für einen der wichtigsten Fortschritte der zeitgenössischen Kulturwissenschaften, daß sie in ihr Diskursinventar neben Klassen- und Geschlechterverhältnissen auch die Beziehung zwischen Kultur und imperialer Macht aufgenommen haben. Said fordert vehement die offene Auseinandersetzung mit nationalen Mythenbildern und Traditionen in Alltagskultur und Kunst unter der Prämisse ihrer permanent sich wandelnden kulturellen und machtpolitischen Verhältnisse. »Alle Kulturen sind hybrid..., keine bildet eine homogenes Gewebe... Wir wissen heute, daß Traditionen erfunden werden können ... und daß bei dauerhaften Bildern der kulturellen Vergangenheit (wie dem vom klassischen Griechenland) eine Menge Manipulation, regelrechte Fabrikation und bewußte nachträgliche Säuberung und Falsifikation am Werk ist.« (S. 44)

Ob zur Bezeichnung interkultureller Ausdrucksformen der Begriff der »Hybridität« (Homi Bhaba, S. 72) oder des »Synkretismus« (Jean Fisher, S. 84) verwendet wird, mutet vielleicht als akademische Spitzfindigkeit an. Wichtig bei dieser Diskussion ist die Erkenntnis, daß die Mischung von Kulturen ein dynamischer Prozeß ist, bei dem es nicht um kulturelle Vorherrschaft gehen kann. Es gibt zwischen disparaten Komponenten keine einfache Übersetzbarkeit, »sondern ein Element der Unübersetzbarkeit, das selbst ein potentieller Raum produktiver Erneuerung ist.« (S. 84)

Desgleichen wird auch der Begriff der kulturellen Identität hinterfragt. Er basiert auf der Zuordnung zu einem eindeutig bestimmbar geographischen Bereich, auf mythischen Inhalten und symbolischen Werten. In einer Welt massiver Migrationsbewegungen und kosmopolitischer kultureller Produktionen dagegen sollte der »Substanz-Begriff von Identität durch ein dynamisches Konzept von Identität als Prozeß, das sich an Begriffen wie Grenze, Überquerung und Diaspora orientiert« ersetzt werden. (Alexandre Melo, S. 77)

Bei einer oberflächlichen Betrachtung globaler Verschiebungen erscheint die Ausbreitung westlicher Zivilisation als grundlegende Bedrohung genuiner Kulturen und ursprünglicher Reinheit. Oftmals wollen wir aber Veränderungen und Verwandlungen nicht wahrhaben, weil sie nicht den nostalgischen Mustern entsprechen, die wir von diesen Kulturen aufrechterhalten wollen. Jean-Hubert Martin wirft dabei die Frage auf, warum wir den Kontakt anderer Kulturen mit dem Okzident als korrumpierend erachten. »Haben wir unserer Kultur gegenüber eine derart negative Einstellung, daß wir sie bei uns daheim als excellent, wenn nicht sogar – wie wir immer gerne glauben möchten – höher stehend einschätzen, während wir sie im Kontakt mit anderen Kulturen für schädlich und zerstörerisch halten? Das Problem kreist im wesentlichen um Fragen des Bruchs, der Assimilationsfähigkeit und des damit zusammenhängenden möglichen Gewaltpotentials.« (S. 87) Auch kann man fragen, warum gerade im Bereich der Kunst so große Skepsis herrscht, während in Musik, Theater oder Literatur kulturelle Grenzüberschreitungen selbstverständlich geworden sind.

Fisher und Martin setzen sich kritisch mit der Ausstellungspraxis und den Werturteilen westlicher Kuratoren auseinander. In den letzten Jahren häufen sich zwar Ausstellungen von außereuropäischen Kulturen. Doch scheint es, als würde die Auswahl danach vorgenommen werden, wie sehr diese Kulturen die passenden Zeichen kultureller Differenz zu bieten hätten und wie sehr sie unsere Sehnsucht nach dem exotischen Anderen befriedigen. Andererseits gelten Werke, die diesen exotischen Vorstellungen nicht entsprechen – wenn z.B. außereuropäische Künstler aus dem geo-ethnischen Rahmen ausbrechen und mit interkulturellen Codes arbeiten – als inauthentisch.

Solange »der Westen alle kulturellen Hervorbringungen nach den eigenen Kriterien und Stereotypen der Andersheit darstellt und beurteilt, reduziert er sie damit auf das Spektakel einer essentialistischen rassischen oder ethnischen Typologie und ignoriert ihre individuellen Einsichten und menschlichen Werte.« (S. 81) Erst wenn die jeweilige Kultur in ihrer Gesamtheit und ihrem spezifischen Referenzsystem anerkannt und die westliche Kultur als ein Regionalismus unter Anderen begriffen wird, kann es zu einem gleichberechtigten kulturellen Austausch kommen. Erst dann hat die Bezeichnung Multikulturalismus ihre Berechtigung.

Die Selbstzeugnisse außereuropäischer Künstler in diesem Katalog zeigen zwar keine grundsätzlich anderen Probleme auf, ergänzen und verschieben allerdings manche Aspekte. Nach wie vor ist das 1978 erstmals gedruckte Manifest von Rasheed Araeen »Western Art v. Third World« in seinen wesentlichen Punkten gültig: 1. die Zerstörung der Kultur der Dritten Welt durch die Kolonisatoren, 2. die Schwierigkeit der entkolonialisierten Völker auf der Suche nach den Wurzeln bei gleichzeitiger Entwicklung einer eigenen, zeitgenössischen Kunst und 3. der kulturelle Imperialismus des Westens im Mythos des Internationalismus und der ökonomischen Macht des Kunstmarktes. In seiner Analyse ging Araeen von der binären Vorstellung »Wir und die Anderen« oder »das Eigene und das Fremde« aus und nahm dieses Muster als Erklärung für andere Phänomene. Für die aufgezwungene oder selbstgewählte Isolation außereuropäischer Künstler, für den Rückzug auf vermeintlich ethnisch reine Kunst oder für die Imitation westlicher Stilrichtungen und dem daraus resultierenden Mittelmaß vieler Künstler, für die Entfremdung aus dem heimatlichen Kulturkreis und dem Ausschluß aus dem westlichen Kunstgeschehen.

Prinzipiell sind sich auch die anderen KünstlerInnen mit der Beschreibung dieser Probleme einig. Doch die Geschichte hat sich weiter entwickelt, die Diskussion ist differenzierter geworden. Vor allem haben die KünstlerInnen aus dem Wahrhaben ihrer kulturellen Differenz ein Selbstbewußtsein gezogen. Stellvertretend für viele ähnlich lautende Positionen soll der aus Uruguay stammende Künstler Carlos Capelán zitiert werden:

»Die gesamte Geschichte der westlichen Moderne ist die Geschichte der Schaffung des ›Anderen‹ (Gauguin, Picasso...) und damit einhergehend der Aneignung einer Reihe von Attributen, die die geistige Schwäche dieses westlichen ›Ichs‹, das hegemonisch und wirtschaftlich stark ist, kompensieren. Und so versucht dieses ›Ich‹ der ›Anderen‹ zu werden und versucht, sich die Eigenschaften der ›primitiven Völker‹ anzueignen – als Versuch, reiner zu werden, einen Ursprung zu besitzen.

Wenn wir an der Peripherie uns unserer Andersheit annehmen, schaffen wir uns eine Andersheit, die sich von der Art und Weise, in der uns die Machtzentren beschreiben, abhebt. Aus dieser Andersheit erinnern wir ein Selbst, das die Welt erfaßt

und das wir nun globalisieren. Auf diese Weise können wir den Dialog führen und in die Zentren bringen. Die von uns hier Versammelten haben kein Interesse daran, mit den Projekten der etablierten Kunst mitzuziehen. Uns interessiert es vielmehr, Sprachen hervorzubringen, welche die uns unmittelbar umgebende Kartographie beschreiben wird. Vielleicht sind auch wir ›gebildete Primitive‹. Es ist gut, ein Primitiver zu sein ... Wir ›andere‹ haben auch das Recht, so zu sein, aber eben auf andere Weise.« (S. 161)

Für den deutschsprachigen Raum hat Weibel als einer der Ersten den Versuch unternommen, »eine neue Kartographie einer globalen Kultur zumindest als Fragment zu entwerfen«. (S. 13) Daß ein halbes Jahr nach Erscheinen dieses Kataloges auch die »documenta X« viele der hier aufgeworfenen Fragen nachzeichnete und sich AutorInnen und KünstlerInnen der Grazer Veranstaltung auch in Kassel wiederfinden, zeugt nicht von Phantasielosigkeit oder mangelnder Originalität. In Amerika und England, Ländern mit großer ethnischer Vielfalt und langer kolonialer Tradition, wird die Diskussion über die Kolonisierung fremder Kulturen, über die Gründe von Inklusion und Exklusion und das Aufdecken des verborgenen kolonialen Diskurses in der Moderne und der Postmoderne schon seit Jahren geführt.² Deutschland war ebenfalls eine Kolonialmacht und der Zustrom anderer Ethnien seit dem 19. Jahrhundert hat unsere Kultur verändert. Zudem haben deutsche KulturwissenschaftlerInnen an dem westlichen Wertekanon mitgearbeitet und der eurozentrische Weltblick dominiert noch immer. Der Diskurs über interkulturelle Beziehungen und kulturelle Identitäten unter der Prämisse neokolonialer Machtstrukturen kann auch der deutschen Kunstgeschichte neue Perspektiven eröffnen.

1 Brian O'Doherty, Inside the White Cube. In: Artforum, New York 1976. Deutsch, Berlin 1996.

2 Eine Bibliographie neuerer Publikationen findet sich im Katalog. Außerdem ist auf das 1994 in London gegründete »Institute of International Visual Arts« hinzuweisen.